

1.1 Die Revolution des Selbermachens

Der Aufstand der Massen gegen die Massenproduktion steckt hinter Independentlabels in Musik und Mode, einer neuen Vielfalt auf dem Zeitschriftenmarkt und dem Boom auf dem Kunstmarkt. Er äußert sich in der Wiederbelebung alter, längst ausgestorben geglaubter Handwerkstechniken und Gewerke. [...] Er verbindet Tüftler und Hobbybastler mit Künstlern und Kunsthandwerkern, Post-New-Economy-Start-Up-Gründer mit Polit- und Sozial-Aktivisten der nächsten Generation. Vielleicht ist er nur deshalb noch nicht als Massenbewegung erkannt worden, weil er verstreut stattfindet und mannigfaltige Formen annimmt. Aber die Revolution des Selbermachens, der Eigeninitiative und der Selbstorganisation wird mittelfristig auch die Landschaft der Organisationen und die Wirtschaftsstruktur verändern.

(Ramge/Friebe 2008: 16)

Holm Friebe und Thomas Ramge scheinen sich schon 2008 mit ihrem Buch *Marke Eigenbau* sicher gewesen zu sein, dass dem Do it yourself¹ das Potential innewohnt, eine Veränderung unserer Gesellschaftsstruktur, wahrscheinlich zum Guten, zu bewirken. Auch die Feuilletons der großen Zeitungen sehen in dem Trend eine große Sprengkraft: Selbermachen ist antikapitalistische Subversion und somit per se politisch (vgl. beispielsweise Lyons 2018; sowie Sievers 2015).

Dabei ist der Diskurs über die Massenproduktion und die notwendige Revolution keinesfalls neu. Bereits 1973 veröffentlichte Ivan Illich mit *Tools for Conviviality* eine Kritik an der entfremdeten Maschinenwelt, die vom Menschen nicht mehr kontrolliert wird, sondern ein Eigenleben entwickelt und die Menschen manipuliert (Illich 1980: 53). Alvin Toffler beschrieb 1980 die Auflösung zwischen Produk-

1 In der Literatur werden für die nichtprofessionelle Auseinandersetzung mit handwerklichen Tätigkeiten verschiedene Begriffe verwendet. Nachdem im deutschsprachigen Raum zunächst die englische Bezeichnung Do it yourself (kurz DIY) übernommen wurde, diente später die Bezeichnung Heimwerken als deutsches Synonym (Voges 2017: 40f). In dieser Arbeit werden, ohne damit eine Wertung zu implizieren ebenso die Bezeichnungen Hobby-Handwerk, Selbermachen oder Fahrradselbstreparatur verwendet.

tion und Konsumption als dritte Welle der Transformation der Wirtschaftswelt, deren neue Protagonist*in die Prosument*in ist, die aktiv an der Produktion ihrer Güter teilnimmt und nicht mehr passive Konsument*in der Massenproduktion ist (Toffler 1983: 285ff). Diese Prosument*in wird in der Postwachstumstheorie zur Träger*in einer entkommerzialisierten Subsistenzwirtschaft, die nicht auf globalisierten Warenströmen aufbaut, sondern kurze regionale Versorgungsketten und nachhaltigen Ressourceneinsatz dazu nutzt, ihren ökologischen Fußabdruck auf ein global verträgliches Maß zu senken (Paech 2015: 113ff).

Doch dieser Darstellung steht eine rationalisierte, arbeitsteilig strukturierte und wachstumsorientierte Gesellschaft gegenüber. Selten bieten die Anforderungen des Arbeitslebens Raum für ineffizientes Basteln an kaputt gegangenen Gegenständen, für das ein umfangreiches Angebot an professionellen Dienstleister*innen zur Verfügung steht. Knappheit an Zeit, Kompetenz und Werkzeugen lässt es unsinnig erscheinen, seine Freizeit dafür aufzuwenden, mit unzureichendem Wissen und ungeeigneten Gerätschaften selbst Hand anzulegen (Matzig 2013; Rohwetter 2016). Dennoch hat das Heimwerken einen festen Platz in der Geschichte der modernen Gesellschaft gefunden, der von einer klaren Trennung der Geschlechterrollen bestimmt ist. Während von der bürgerlichen Hausfrau erwartet wurde, dass sie sich um Essensversorgung, Kinderbetreuung und die Reinheit im Haushalt kümmerte (Rulfes 2024), richtete sich der Familienvater im Keller eine Werkstatt ein und wählte somit einen männlichen Weg, sich an der Hausarbeit zu beteiligen (und anderen Tätigkeiten zu entgehen) (vgl. Shove et al. 2007; sowie Ehn 2011, die sich beide auf Gelber 1997 beziehen). Der Aufschwung des DIY in Deutschland war eng mit der Einführung fordistischer Arbeitsmethoden, kürzeren Arbeitszeiten und somit zunehmender Freizeit verbunden, sodass die Förderung des Heimwerkens mit dem Anspruch verbunden war, diese zusätzlich verfügbare Zeit sinnvoll zu nutzen (Voges 2017: 51ff). In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde daraus ein eigener Wirtschaftszweig für Werkzeuge und Maschinen für den Eigenbedarf (Goldstein 1998). Do it Yourself ist tief im Kapitalismus verankert. Warum sollte es jetzt plötzlich eine Revolution des Selbermachens sein? Und warum sollte sich eine urban lebende, flexibel beschäftigte Angestellte* ohne Werkstatt im Keller, ohne einschlägige Kenntnisse und mit einer Vielzahl diverser Interessen, die ihre Zeit in Anspruch nehmen, daran beteiligen? Es scheint, als würde die antikapitalistische Kritik allzu leichtfertig eine subversive Praxis ausrufen, die ihr willkommene Bilder liefert; oder, wie man mit Rancière sagen könnte:

Die Künste leihen den Unternehmungen der Herrschaft oder der Emanzipation immer nur das, was sie ihnen leihen können, also das, was sie mit ihnen gemeinsam haben: Position und Bewegungen von Körpern, Funktionen des Worts, Verteilung des Sichtbaren und des Unsichtbaren. (Rancière 2006: 34)

Von beiden Seiten des öffentlichen Diskurses über Do-it-yourself-Praktiken wird wenig Empirie zum Beleg der Aussagen herangezogen. Auf welche Prozesse beziehen sich die Diskursbeiträge? Um mehr Klarheit zu schaffen und den Beweggründen des aktuellen DIY-Trends auf den Grund zu gehen, lautet die Forschungsfrage dieses Projektes:

Was bringt Menschen dazu, selbst zu reparieren und zu basteln?

Aufgrund meiner eigenen Betätigung im Bereich der Fahrradreparatur wollte ich meine Untersuchungen auf eben diese Tätigkeit innerhalb des Heimwerkens und DIY fokussieren. Dieses Feld umfasst ein enormes Spektrum, dass vom Möbelbau über Automechanik oder Textilarbeiten bis hin zum Kochen reicht. Der Fokus auf einen Teilbereich des Selbermachens ermöglicht es, ihn als Praxis zu isolieren und mithilfe der Praxistheorie zu analysieren. Im Sinne von Elizabeth Shove, Mika Pantzar und Matt Watson wird hier also zunächst die Fahrradselbstreparatur als *practice-as-entity* verstanden (Shove et al. 2012: 101ff) und ich präzisiere meine Frage zu:

Was machen Menschen, wenn sie Fahrräder reparieren?

Hierbei scheint mir vor allem die sinnliche Perspektive auf die Praxis des Reparierens wichtig. Die Tätigkeiten des Schraubens, Putzens und Schmierens erfordern eine reflexive Aufmerksamkeit, damit das richtige Drehmoment, die geeigneten Putztechniken und der gut geschmierte, leichtläufige Gang erspürt werden können. In diesem Sinne soll die Praxis des Reparierens als ästhetische Praxis verstanden werden. Hierzu ziehe ich Andreas Reckwitz (2015) heran, der zudem einen Ausblick auf die Politisierung solcher Praktiken bietet. Zieht man die Untersuchungen von Antoine Hennion zur Amateur*in als Liebhaber*in und nichtprofessioneller genussorientierter Träger*in von Praktiken hinzu (vgl. Gormart/Hennion 1999; Hennion 2005, 2010, 2015), kann die eigenständig reparierende Fahrradamateure*in als Akteur*in verstanden werden, die ihre Freizeit dazu nutzt, sich mit Tätigkeiten auseinanderzusetzen, die ihr Interesse erregen und ihr Spaß machen. Mit diesem Zugang über die tatsächlich ausgeübten Praktiken kann dem diskursiv ausgerufenen Bild der subversiven Tätigkeiten des Do it yourself eine Innenperspektive entgegengestellt werden, die einen Abgleich mit den Thesen möglich macht, die medial verhandelt werden. Ich möchte die Frage nach der politischen Bedeutung des Selbermachens am Ende des Untersuchungsprozesses stellen und nicht mit der Proklamation einer vermeintlichen Wirkung des Reparierens starten. So lautet die umrahmende Forschungsfrage wie folgt:

Was machen Menschen, wenn sie Fahrräder reparieren und was ist daran politisch?

Fahrradselbstreparatur als ästhetische Praxis

Andreas Reckwitz führt fünf Punkte an, mit denen er den ästhetischen Aspekt gegenüber zweckrationalen Praktiken definiert:

1. Selbstreferenzialität sinnlicher Wahrnehmung
vs. instrumenteller Wahrnehmung [...]
2. ›Kreative‹ Gestaltung vs. regelorientiertes Handeln [...]
3. Affiziertheit vs. Affektneutralität [...]
4. Interpretationen vs. Informationen [...]
5. Spiel vs. Ordnung (Reckwitz 2015: 25ff)

Reckwitz beschreibt ästhetische Praktiken als solche, »[...] deren basales Ziel das sinnliche Wahrnehmen *selbst* ist, Praktiken, die um das Wahrnehmen in seiner Eigendynamik zentriert sind.« (Reckwitz 2015: 25). Dass das Radfahren selbst eine sinnliche, auf die Wahrnehmung selbst bezogene Tätigkeit ist, wird schnell deutlich, wenn man auf ein Fahrrad steigt, wie es beispielsweise Marc Augé beschreibt:

[...] an dem Tag, als die Autonomie des Velozipeds mir zuteilwurde, erweiterte sich auf wundersame Weise mein Revier. In der Bretagne eröffneten mir die wenigen solcherart gewonnenen Kilometer Welten: auf der einen Seite das Meer [...], auf der anderen das Land und die Wälder [...]. Dieser Kampf mit dem Raum war eine unvergleichliche und erhabene Übung in Einsamkeit. Der Kampf mit mir selbst war eine intime Erfahrung, ich lernte meine Möglichkeiten und meine Grenzen kennen: Mogeln ist beim Fahrradfahren nicht möglich. (Augé 2016: 31f)

Das Reparieren dient zunächst lediglich dazu, wieder fahren zu können, sodass zunächst angenommen werden muss, dass es nicht auf die sinnliche Wahrnehmung selbst abzielt:

In solchen nichtästhetischen Praktiken dienen sinnliche Wahrnehmungen allein dem Zweck, Informationen zu gewinnen, damit Handeln kompetent vollzogen werden kann. Sinnliches Wahrnehmen wird hier zweckrational in den Dienst der ›Wirkwelt‹ (A. Schütz) der Lebenswelt des Alltags gestellt. (Reckwitz 2015: 25)

Allerdings soll hier nicht auf das Reparieren als zweckrationale Tätigkeit in der arbeitsteiligen Welt der Moderne eingegangen werden, sondern auf die spezifische Form des eigenständigen Reparierens. Laut Reinhild Kreis ändert sich durch die Option des Delegierens, und somit der Option des Selbermachens als einer von mehreren, die Bedeutung der Tätigkeit als solcher (Kreis 2017: 19).

Praktiken des Selbermachens lassen sich als Modi der ›Fremd- und Selbstführung‹ diskutieren, die auf Körper und Geist einwirken, um sie zu disziplinieren. In dieser Perspektive zielten Auseinandersetzungen um das Selbermachen darauf, solche Praktiken als ›Technologien des Selbst‹ (Foucault) zu etablieren. Das Kompositum ›Selbermachen‹ verweist auf dieses doppelte Machen: Der Einzelne ›machte‹ etwas im Sinne eines materiellen Herstellungsprozesses, gleichzeitig wirkte das Subjekt auf sich selbst ein und ›machte‹ sich selbst entsprechend eigener Vorlieben und gesellschaftlicher Normen zum ›guten‹ Elternteil, Bürger, Jugendlichen, zur Umweltaktivistin oder zum Erfinder. (Kreis 2017: 20)

Mit der Fokusverschiebung auf das Selbermachen geht es nicht nur darum, dass die Reparatur irgendwie stattfindet, sondern darum, wie und durch wen sie ausgeführt wird. Damit wird aus der Reparatur eine selbstreferentielle Praxis, die sich auf die Wahrnehmung der sinnlichen und ästhetischen Elemente des Reparierens bezieht. »Nicht die Weltbearbeitung, sondern die Weltverarbeitung, das psychisch-leibliche Erleben, ist ihr Kern« (Reckwitz 2015: 26).

Deutlicher wird der selbstreferentielle Aspekt der Selbstreparatur, wenn die Heimwerker*in als Amateur*in im Sinne Antoine Hennions verstanden wird. Für Hennion produziert das wiederholte aktive Genießen eines Glases Wein Gewohnheiten. Diese sensibilisieren für weitere Gelegenheiten des Genusses. In diesem Prozess wird aus einem einzelnen Moment des Genusses eine routinierte Amateur*innentätigkeit.

If one drinks a glass casually while thinking about something else, one is not an amateur. Beautiful things only give themselves to those who give themselves to them. But if one stops even just for a fraction of a second and observes oneself tasting, the act is established. From an isolated chance event one moves on to the continuity of an interest, and the moment becomes an opportunity among others in a course based on past opportunities. That is the difference between liking and »being an amateur', even to a minimal degree. (Hennion 2005: 4)

Gleichzeitig verschiebt sich mit dem Fokus auf das Selbermachen die Bedeutung des regelorientierten Handelns. Ist die professionelle Reparatur an Regeln des Handwerks und juristische Vertragsbeziehungen des Handels gebunden, so zeichnet sich die eigenständige Reparatur durch einen kreativen Umgang mit diesen Regeln aus. Dies sollte dabei weniger als kreatives Handeln für ein künstlerisches Endprodukt verstanden werden, sondern vielmehr als kreativer Umgang mit Handlungsoptionen im Prozess des Werkens und Bastelns an sich. In diesem Sinne ist der Titel des Buches *Die Kunst des Handelns* von Michel de Certeau wortwörtlich zu nehmen, wenn anstelle der Reim- und Metrikregeln in der Lyrik, die Regeln des Handwerks gesetzt werden: »ein Vorschriftenregister, das zu Ideen

anregt, ein Regelkanon, auf dessen Grundlage die Improvisationen ablaufen.« (de Certeau 1988: 28).

Ebenso unterscheidet sich die professionelle Reparatur in Bezug auf die Affiziertheit zu ihren Objekten grundlegend von der Selbstreparatur. In einer kommerziellen Werkstatt bleibt die Schrauber*in den Objekten gegenüber distanziert, während in der Selbstreparatur eine Beziehung gepflegt wird. Die Selbstreparatur richtet sich per definitionem auf die eigenen Gegenstände, die bereits eng mit dem eigenen sinnlichen Erleben und affektiven Erinnerungsbezügen belegt sind (hierzu siehe auch Halbwachs 2013). Des Weiteren zielen Tätigkeiten des Selbermachens oftmals darauf ab, eine persönlichere, individualisierte Gestaltung zu erzielen (Shove et al. 2007: 48).

Die Wichtigkeit der Selbstreflexion für das heimwerkliche Schaffen wird deutlich, wenn man betrachtet, was Heimwerker*innen unter einem erfolgreichen Werk verstehen. Keineswegs kann nur von einer zweckrationalen, auf Kostenersparnis abzielenden Tätigkeit gesprochen werden, wenn man die enormen Investitionen in die Maschinenausstattung einzelner Heimwerker*innen betrachtet (Honer 1993: 192ff). Darüber hinaus symbolisieren fertiggestellte Werke für die Heimwerker*in auch die Art und Weise ihrer Herstellung, wobei das eigene Handeln mit einem höheren Ideal des Handwerks abgeglichen wird (Honer 1993: 195f). Für andere Heimwerker*innen kann diese Bewertung gänzlich anders aussehen, wenn das Heimwerken auf die soziale Mobilisierung (beispielsweise der Familie) oder der Spitzfindigkeit der Lösungsfindung im Rahmen der zur Verfügung stehenden Möglichkeiten und des Budgets gerichtet wird (Honer 1993: 161). Hier wird das Heimwerken zu einem Spielfeld kreativen Handelns mit über die Tätigkeit selbst hinausweisenden Bezügen. Je nach Wertvorstellung und Handlungsprämisse wird Erfolg demnach unterschiedlich interpretiert und beeinflusst den Moment des Genusses und des Stolzes gegenüber dem eigenen Werk.² In diesem Sinne wird die Fahrradselbstreparatur hier als ästhetische Praxis verstanden. Daher lassen sich auch Reckwitz' politischen Schlussfolgerungen im Anschluss an die Untersuchung heranziehen. → Politische Fahrradselbstreparatur, S. 124

2 Im Zuge dieser Arbeit kann dabei lediglich auf die Situation und Situierung des Heimwerkens in Deutschland in der Gegenwart eingegangen werden. Diese zeichnet sich eher durch die Unabhängigkeit von ökonomischen Zwängen aus und steht in einer historischen Relation zu unterschiedlichen Einbettungen in die Alltagskulturen der BRD und der DDR (Kreis 2017; sowie Voges 2017). Die hier vorangestellte Rahmung als nichtprofessionelle Betätigung in der erwerbsfreien Zeit ist dabei bereits eine Abgrenzung zu anderen historischen und geografischen Situationen (Ahmed et al. 2015; sowie Houston et al. 2016).

Suche nach einer Methode

Andreas Reckwitz macht deutlich, dass die Soziologie den ästhetischen, also sinnliche Aspekten der Konstitution der Gesellschaft wenig Bedeutung zugemessen hat. Das körperliche Wahrnehmen wurde auf der individuellen Ebene verhandelt und somit nicht als Teil des Sozialen betrachtet. Der soziologische Diskurs über die Moderne, über Kapitalisierung und Naturbeherrschung führte zu einem entästhetisierenden Verständnis vom Sozialen, dem somit eine von vornherein entästhetisierende Struktur unterstellt wird (Reckwitz 2015: 16ff).

Sinnliche Wahrnehmungen, affektive Gestimmtheit, leibliches Erleben, ein offener Umgang mit Interpretationen und ihren Mehrdeutigkeiten – alle Merkmale ästhetischer Praktiken sehen sich entsprechend an den Rand des mit der soziologischen Begrifflichkeit Fassbaren geschoben. Regelmäßig werden diese Phänomene im soziologischen Diskurs nicht dem Sozialen, sondern vielmehr dem Psychischen, dem Körperlichen oder dem Individuellen zugeschrieben. Das Ästhetische ist dann nicht nur das Andere der Moderne, es ist auch das Andere des Sozialen, es bezieht sich vermeintlich »nur« auf das individuelle, psychisch-leibliche Erleben. (Reckwitz 2015: 19)

Der methodische Werkzeugkasten, der dieser Soziologie entstammt, ist folglich für die Untersuchung einer ästhetischen Praxis ungeeignet, da die entsprechende Sensibilität für das Sinnliche des Sozialen fehlt. Michel de Certeau schließt aus dem gleichen Grund quantitative Forschungsansätze für die Untersuchung von Alltagspraktiken aus, da nur gemessen werden kann, was zuvor als relevanter Indikator identifiziert wurde.

Sie [die Statistik] erfaßt das Material dieser Praktiken und nicht ihre *Form*; sie bezieht sich auf die verwendeten Elemente und nicht auf die »Satzform«, die sich aus der Bastelei, aus dem »handwerklichen« Erfindungsreichtum und aus der Diskursivität ergibt, welche all diese »vorgegebenen« und sich ihrem Hintergrund anpassenden Elemente kombinieren. Indem die statistische Untersuchung dieses »Umhervagabundieren« in Einheiten zerlegt, die sie selber definiert hat, und indem sie die Ergebnisse ihrer Zerstückelungsarbeit entsprechend ihren eigenen Codes wiederzusammensetzt, »findet« sie nur Homogenitäten. Sie reproduziert nur das System, dem sie selber angehört, und läßt die Ausbreitung der heterogenen Geschichten und Aktivitäten, die das Patchwork des Alltäglichen bilden, beiseite. (de Certeau 1988: 22)

Aufgrund der Bedeutung haptischer Aspekte beim Reparieren und der Möglichkeit objektzentrierte Kommunikation nachvollziehbar zu machen, versuchte ich

es zunächst mit einer Videografie (Tuma et al. 2013). Dafür werden die Handlungen zunächst gefilmt und das Material im Anschluss ausgewertet. Der geeignete Ort, an dem eine Vielzahl von reparierenden Akteur*innen anzutreffen sind, war eine mir gut bekannte Selbsthilfswerkstatt.³ Die Erkenntnisse aus der Reflexion dieses Versuches waren zunächst ernüchternd. Die Helfer*innen, die die Gäste der Werkstatt bei der Selbsthilfe unterstützen sollten, nahmen den Gästen viele Handgriffe ab und somit hatte ich weniger Beobachtungsmaterial von Akteur*innen, die das Feld gerade erschließen, als von langjährigen, erfahrenen Schrauber*innen gesammelt. Zudem ließen sich zwar große Unterschiede in der Ausübung der Handgriffe zwischen den einzelnen Helfer*innen und Gästen feststellen, jedoch wurde deutlich, dass diese Beobachtungen nicht für die Fragestellung verwertbar waren, ohne Hintergrundwissen über die jeweilige Person und ihre Erfahrungen in der Fahrradselbstreparatur zu erheben.

Wäre es also möglich, die Akteur*innen, von denen ich Videomaterial gesammelt hatte, über ihren spezifischen biografischen Bezug zum Fahrrad und zur Reparatur zu befragen? Oder sie erzählen zu lassen, was sie selbst zu diesem Thema als relevant betrachten? Zur Erprobung der Möglichkeiten von qualitativen Interviews bat ich einen Freund, ihn befragen zu dürfen. Da ich bereits mit ihm an seinem Fahrrad geschraubt hatte, war mir seine Positionierung im Feld – also sein Wissen, seine Erfahrungen und seine Kompetenzen – vertraut. So konnte ich einen Eindruck gewinnen, welche Daten auf diesem Weg gesammelt werden könnten. In diesem leitfadengestützten Interview wurde deutlich, dass viele einzelne Situationen und Entscheidungen in der Vergangenheit die heutige Positionierung im Feld beeinflussten. Auch Shove et al. hatten mithilfe zahlreicher Interviews die Karrieren von Akteur*innen des DIY untersucht und konnten die heterogenen Aspekte beleuchten, aus denen sich einzelne Momentaufnahmen von Positionierungen im Feld erstellen lassen (Shove et al. 2007: 50). Problematisch erscheint es jedoch, in diesen komplexen Geflechten von materiellen und sozialen Abhängigkeiten, kulturellen Bewertungen und andererseits konkreten praktischen Projekten und Anekdoten verlässliche Antworten auf die Fragen zu finden, warum Akteur*innen sich engagieren und auch nicht. Zudem sollte aber auch die sinnliche Ebene dieser Tätigkeiten bedacht und erfasst werden. Auch die Kombination aus videografischer Beobachtung und qualitativem Interview lieferte keine ausreichend dichten Daten. Die Lücken zwischen beobachteten Handlungen im Video und der Beschreibung durch die interviewte Person waren zu groß.

3 In dieser Selbsthilfswerkstatt des ADFC (Allgemeiner Deutscher Fahrrad-Club Berlin e.V.) bieten ehrenamtliche Helfer den Gästen ihre Hilfe beim Fahrradreparieren an. Die Nutzung der Werkstatt ist auch für Gäste kostenfrei, die nicht Mitglied im ADFC sind, wobei um Spenden gebeten wird. Ich besuchte die Werkstatt erstmals 2012.

Ein weiterer Versuch eines Zugangs zum Feld, den ich eher aus der Gelegenheit der technischen Ausstattung und der Verlegenheit, keinen überzeugenden Ansatz zu haben, unternahm, zeigte eine weitere Schwäche der bisherigen Versuche auf. Da ich an meinem eigenen Fahrrad die Gangschaltung reparieren wollte und zu dem Zeitpunkt auch eine Videokamera zur Verfügung hatte, beschloss ich eine Autovideografie zu versuchen und mich selbst zu filmen. Bei der Betrachtung der entstandenen Daten wurde mir klar, wie gering der Informationsgehalt der Videoaufzeichnungen von Reparaturarbeiten ist, da nur schwer zu erkennen war, was ich überhaupt tat.⁴ Ein entscheidender Aspekt ist aber gar nicht erfasst worden: die gesamte Reparatur hatte sich im Anschluss als kompletter Fehlschlag herausgestellt. Ich konnte zwar korrigieren, was mich gestört hatte, jedoch funktionierte die Rücktrittbremse nicht mehr richtig. Daraufhin suchte eine Lösung für mein neues Problem. Fatal ist dabei nicht nur, dass auf dem gesammelten Datenmaterial von den neuen Problemen überhaupt nichts zu erkennen ist. Der durch den Fehlschlag der Reparatur erzeugte Lernprozess ist ein essenzieller Moment der Wissensproduktion der Fahrradselbstreparatur. Für fundierte Aussagen über die Motivation von Schrauber*innen, darf dieser Aspekt auf keinen Fall unter dem Radar der Methodik verschwinden. Vielmehr muss das Scheitern besonders durchleuchtet und fokussiert werden.

Wie kann die Forschungsfrage also bearbeitet werden? Es erscheint notwendig eine potenzielle zukünftige Akteur*in auf ihrem Weg in das Feld zu begleiten, sie in den basalen Momenten zu beobachten und ihre situativen Glücksmomente und Frustrationen, Ekstasen und Schmerzen, sowie Stolz und Scham in eine Datensammlung zu übertragen. Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie viele Jahre eine solche Karriere sich langsam und gebrochen hinzieht und in welchen alltäglichen Momenten – unter der Dusche oder beim Einschlafen – Varianten, Pläne und Projekte durchdacht und beschlossen werden. Selbst ein langfristig angelegtes Forschungsprogramm wäre wohl nicht in der Lage eine solches *Shadowing* einer Akteur*in zu unternehmen.⁵

Aber während meine eigenen Erfahrungen die Schwächen der jeweiligen Methode aufzeigten, wiesen sie auch auf eine alternative Datenquelle: mein eigenes Wissen über das Feld und meine Entwicklung als Träger der Praxis der Fahrradselbstreparatur.

4 Bereits Tuma et al. machten deutlich, dass die Videografie als Methode vor allem zur Untersuchung intersubjektiver Interaktionen geeignet ist (Tuma et al. 2013: 63ff).

5 *Shadowing* ist als Methode der empirischen Sozialforschung bisher kaum eingesetzt. Erfahrungen stammen aus dem Bereich der Konsumforschung (Weise 2012).

Gefahren autoethnografischer Untersuchungen

Mein eigenes Erfahrungswissen als Datenmaterial nutzbar zu machen, bedeutet den methodischen Weg der Autoethnografie zu beschreiten. Dieser bietet zwar Potentiale aber auch viele Fallstricke, die für die wissenschaftliche Verwertbarkeit disqualifizierend sein können. Ich will die Reflexion von Andrea Ploder und Johanna Stadlbauer zur Autoethnografie als Methode der Volkskunde (Ploder/Stadlbauer 2013) nutzen, um die eigenen Rollen als Forschender und Beforschter kennenzulernen und mich für das Schreiben zu sensibilisieren.

Die Autoethnografie bewegt sich an den Grenzen des klassischen Wissenschaftsverständnisses mit neutralen Datenerhebungen. Die Verwertung der eigenen Biografie läuft Gefahr zu einer Selbstinszenierung zu werden. Soll eine Autoethnografie als gelungen anerkannt werden, ist es ihre immanente Aufgabe Glaubwürdigkeit zu erzeugen (Ploder/Stadlbauer 2013: 384f). Dieser Anforderung liegt eine Haltung einer performativen Wissensproduktion zugrunde. Demnach ist nicht das Schreiben selbst der Moment der Entstehung von neuem Wissen, sondern erst das »sinnliche[n] und emotionale[n] Erleben der jeweiligen LeserInnen« (Ploder/Stadlbauer 2013: 377). Darüber hinaus ist insbesondere die Anschlussfähigkeit der autoethnografischen Erzählung für eigene Assoziationen und selbst Erlebtes bei den Leser*innen Aufgabe einer guten Autoethnografie (Ploder/Stadlbauer 2013: 376). Folglich steht nicht die Theoriebildung selbst im Zentrum des Forschungsinteresses, sondern die Anschlussfähigkeit sowohl für weiterführende Narrative als auch für anschließende Theoriebildung. Die Grenze zwischen wissenschaftlichem und künstlerischem Schreiben erscheint bei autoethnografischen Erzählungen unklar (Ploder/Stadlbauer 2013: 386). Das verdeutlicht umso mehr, dass evokatives Schreiben, das den Versuch unternimmt, die Leser*in zum Weiterdenken zu animieren, selbst als Kunstform oder zumindest als anspruchsvolles Handwerk verstanden werden muss. Das wird beim wissenschaftlichen Schreiben nur allzu selten reflektiert. Wenn de Certeau betont, dass der Alltagskunst des Lesens als »einem flüchtigen Tanz« (de Certeau 1988: 26) mit einem Text mehr Anerkennung zukommen sollte, wird klar, dass ein Text als solcher Tanzpartner ebenfalls »schneidig« mittanzen muss.

Zudem verweisen Ploder und Stadlbauer auf die Gefahr, aus einem akademisch privilegierten Umfeld heraus nur das eigene spezifische Milieu zu thematisieren, was zu einer Blindheit der Sozialwissenschaften (oder des männlichen Forschers) gegenüber anderen gegebenenfalls weniger privilegierten Akteur*innengruppen führen würde (Ploder/Stadlbauer 2013: 382). Ploder und Stadlbauer argumentieren aber auch, dass dieser Vorwurf jedem sozialwissenschaftlichen Text gemacht werden könnte. Ich denke, dass einer sorgfältig reflektierten Beschreibung des Umfeldes bis zu einem gewissen Grad auch die Möglichkeit innewohnt, die sozialen Bedingungen für ein Engagement im betreffenden Feld

sichtbar zu machen und somit die eigene Positionierung und die Abhängigkeit von Privilegien zu erkennen.

Des Weiteren stehen autoethnografisch Forschende in der Kritik, sich selbst und ihre Erfahrungen ganz im Sinne einer neoliberalen Wirtschaftslogik zu verarbeiten und auszubeuten (Ploder/Stadlbauer 2013: 389f). Es war mir wichtig meine Alternativen darzulegen, um nachzuweisen, dass nicht das Bedürfnis, einer Selbstinszenierung im Vordergrund steht. Ich habe mich aufgrund des Mangels an überzeugenden Forschungszugängen für die Selbstbeforschung entschieden. Umso mehr will ich mich bemühen keine »gesäuberte Erzählung« (Ploder/Stadlbauer 2013: 390) zu erstellen, sondern mich ehrlich selbst zu befragen, welche Gefühle und Begehren mich auf meinem Weg in das Feld der Fahrradselbstreparatur begleitet haben. Das soll auch und gerade für Momente gelten, die eher Peinlichkeit und Scham auslösen, wobei sie nicht zum Zweck der Selbstreinigung und Beichte aufgenommen werden, sondern nur, wenn sie dem Erkenntnisprozess dienen können.

Möglichkeiten der Autoethnografie

Ploder und Stadlbauer betonen das Potential der Autoethnografie, »körpernahe Forschungsfelder« (Ploder/Stadlbauer 2013: 400) zu erschließen. Hierzu ist es besonders wichtig, dass die Forschenden selbst die sinnlichen Erfahrungen des Feldes miterlebt haben. Eugster und Schwarz (2017) fordern in diesem Sinne, dass sich Forschende zunächst einem Selbstversuch unterziehen sollten, wenn sie sich mit DIY beschäftigen, sodass sie zur Erforschung von DIY-Praktiken selbst eine DIY-Methodik entwickelt haben:

Dieser Beitrag versteht das Akronym DIY als methodischen Aufruf zum Selbermachen als einem Bestandteil des wissenschaftlichen Selbstverständnisses: Do it yourself bedeutet aus methodischer Sicht konkret, die analysierten Tätigkeiten selbst mitzuerleben, um sie beschreiben zu können. (Eugster/Schwarz 2017: 172)

Im Normalfall geht eine Forscher*in für eine lebensweltliche Ethnografie in ein Feld, um es kennenzulernen, Wertsetzungen zu erkennen und seine Sprache zu verstehen, gegebenenfalls sogar um selbst Teil des Feldes zu werden (Hitzler/Eisewicht 2016). Ich hingegen bin schon Teil des Feldes. Bereits als Jugendlicher habe ich mich mit der Reparatur von Fahrrädern beschäftigt und kann heute eine Vielzahl von Reparaturen eigenständig durchführen, ohne eine strukturierte Ausbildung durchlaufen zu haben. Dieses Wissen habe ich mir schrittweise an einer Anzahl eigener Fahrräder angeeignet, aber auch an Rädern von Freund*innen, die mich um Rat fragten. Daher bin ich überzeugt, einschlägige Erfahrungen gemacht zu haben, die einen authentischen Ausschnitt des Feldes repräsentieren.

Dabei soll diese Autoethnografie keinesfalls eine dialogische Forschung ersetzen, die sich mit der Vielzahl der heterogenen Akteur*innen im Feld auseinandersetzt. Vielmehr ist sie als Vorstufe solcher Untersuchungen zu verstehen. Billy Ehn, der sich in seinem Text *DOING-IT-YOURSELF, Autoethnography of Manual Work* (2011) mit der Verwandtschaft zwischen Handwerkstätigkeiten und dem ethnografischen Forschen auseinandersetzt, schlägt vor, sich über die Autoethnografie einem Feld anzunähern, um sich so mit den Idealisierungen und Auslassungen des eigenen Schreibens auseinanderzusetzen. So wird klarer, wie man forschen muss, damit die sensiblen Aspekte des Feldes erfasst werden können:

In these exercises you will moreover have the time and opportunity to experiment with different ways of looking, listening and writing. For example, what happens if I write about my actions without mentioning anything about thoughts and feelings? What if you look at the present from a historic point of view? What would a sensory ethnography of DIY look like, taking into account smells, tastes and touches? These are only a few of all the possible autoethnographic try-outs. (Ehn 2011: 61)

Kurzgesagt eröffnet die Autoethnografie eine gute Möglichkeit, sich im Zusammenspiel von Gefühlen und Reflexionen selbst zu einer sensibleren Feldforscher*in weiterzubilden:

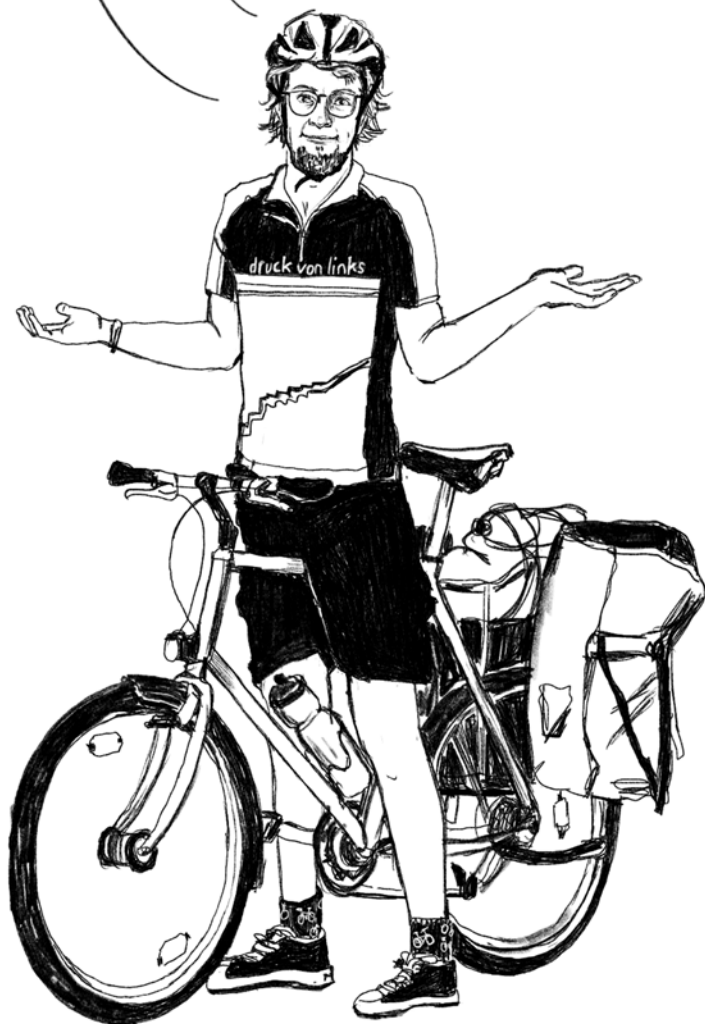
My experience is that autoethnography is a good way to practice the crisscrossing between feelings and reflections and make you a more sensitive fieldworker. (Ehn 2011: 60)

Die Autoethnografie ermöglicht es die Innensicht der Praktiker*innen zu erleben und verschiedene Perspektiven und Darstellungen auszuprobieren. Mit diesem Einblick ist die Forscher*in im Anschluss für die vielfältigen Dimensionen des Innenlebens der Akteur*innen im Feld sensibilisiert. Auf dieses Verständnis eines vorbereitenden Einsatzes der Autoethnografie will ich meine Arbeit hier zunächst beschränken und lediglich diese Vorstufe für weitere Feldforschung herstellen. Ich will Einblicke in die flüchtigen Momente und fragilen Gleichgewichte meiner Lebenswelt als Fahrradamateure ermöglichen, sodass daran anschließend untersucht werden kann, ob diese Momente auch für weitere Karrieren von Amateur*innen relevant sind oder welche heterogenen Erscheinungsformen sie im Feld annehmen können. Genaugenommen verschiebt sich mit dieser Intention die Forschungsfrage ebenso zu einer vorgelagerten Fokussierung, sodass sie nun lauten müsste:

Was machen andere Menschen, wenn sie Fahrräder reparieren und was ist daran politisch?

WAS MACHEN MENSCHEN,
WENN SIE FAHRRÄDER
REPARIEREN?

WAS MACHE ICH
DA EIGENTLICH GENAU?



Um aber wirklich Material und Ansätze für die Bearbeitung dieser Forschungsfrage zu liefern, erscheint der evokative Ansatz einer reinen Autoethnografie ohne theoretische Bezüge unzureichend. Da auch meinem Schreiben ein intensives theoretisches Lesen vorausging, das mich auf bestimmte Aspekte meiner Reparaturkarriere hingewiesen hat, möchte ich der Leser*in die Möglichkeit geben, diese theoretischen Bezüge mitzuverfolgen, abzulehnen oder weiterzudenken. Wie ist ein Text zu organisieren, der eine derartige Zweigleisigkeit aus biografischen und theoretischen Ansätzen logisch und nachvollziehbar präsentieren soll? Mir erscheint es erstrebenswert, beide Elemente voneinander zu trennen und die Entscheidung, was relevant und spannend ist, der Leser*in zu überlassen.

Zur hier vorliegenden Form inspirierte mich schließlich ein literarisches Werk, in dem ein Kater seine Sicht auf die Welt erläutert: *Lebensansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern* von E.T.A. Hoffmann (Hoffmann 1968). Die Lebensansichten des Katers sind dabei stets unterbrochen von einem scheinbar unabhängigen biografischen Text über den Kapellmeister Johannes Kreisler, der jedoch nicht chronologisch sortiert ist. Durch diesen technischen Kniff verwebt Hoffmann zwei Perspektiven auf eine Szenerie einer Provinzstadt, ohne dass sie sich konkret aufeinander beziehen.

Ohne mir anzumaßen zu wollen, es mit der Kunst eines E.T.A. Hoffmann aufnehmen zu können, soll der Leser*in auch hier stets die Möglichkeit offengehalten werden, sich an der theoretischen Rahmung zu beteiligen oder diese zu überspringen und dem Narrativ zu folgen. Ebenso soll es möglich sein, sich bewusst auf die theoretischen Ausblicke zu beschränken, ohne sich direkt mit dem autoethnografischen Text befassen zu müssen. Ganz im Sinne einer tanzenden Leser*in.

Hiermit schließt die Einleitung ab und es folgt der Hauptteil mit der autoethnografischen Erläuterung. Dass diese Ausführlichkeit nötig war, soll mit den Worten E.T.A. Hoffmanns betont werden:

Keinem Buche ist ein Vorwort nötiger, als gegenwärtigem, da es, wird nicht erklärt, auf welche wunderliche Weise es sich zusammengefügt hat, als ein zusammengewürfeltes Durcheinander erscheinen dürfte. (Hoffmann 1968: 7)